

Geselligkeit, I. Ethisch

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2000. "Geselligkeit, I. Ethisch." In Religion in Geschichte und Gegenwart: Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft (RGG4), Band 3 F-H, edited by Hans Dieter Betz, Don S. Browning, Bernd Janowski, and Eberhard Jüngel, 4., völlig neu bearb. Aufl., Sp. 823-824. Tübingen: Mohr Siebeck.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under the following conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publizieren/>



2. Nach einer Fülle von Überlegungen zur »Privat-Klugheit« in der Popularphilos. (schon Ch.→Thomasius; später bes. Christian Garve und Adolph v. Knigge), die I. → Kant in seiner »Anthropologie« (1798) aufgriff, fand die Geselligkeitstheorie ihre klassische Gestalt in F.→Schleiermachers »Versuch einer Theorie des geselligen Betragens« (1799). In der »freien G.« werden Individualität und Sozialität so miteinander vermittelt, daß die »Antinomie« zw. freier Selbstentfaltung und Einfügung in den Gruppengeist sich aufhebt. Denn die gesellige Gruppe wird durch die individuellen Beiträge der Beteiligten allererst konstituiert und gewinnt ihre je konkrete Gestalt im Prozeß des Gesprächs selbst. Umgekehrt katalysiert dieses die Entfaltung des Individuellen. Sowohl der Charakter des geselligen Kreises, der durch den Gesprächs-»Stoff« bestimmt ist, als auch die Individualität der Beteiligten, die in der »Manier«, wie sie den Stoff thematisieren, zur Geltung kommt, ist beständig in Bildung begriffen. Beide Bildungsprozesse fördern und steigern einander wechselseitig.

3. In der funktional ausdifferenzierten modernen Gesellschaft hat die Pflege einer »zweckfreien« G. vermutlich noch an Bedeutung gewonnen. Dabei sollten die vielfältigen Angebote zur Freizeitgestaltung (z.B. Sportvereine) nicht krit. ausgespielt werden gegen Schleiermachers emphatischen Geselligkeitsbegriff; auch sie ermöglichen Erfahrungen, die über die herkunfts- und berufsspezifischen Perspektiven hinausführen. Unter diesem Gesichtspunkt verdient auch das gesellige Leben in den Kirchengemeinden verstärkte Beachtung und Pflege.

F. SCHLEIERMACHER, Versuch einer Theorie des geselligen Betragens (1799), in: DERS., Krit.GA I/2, 1984, 163–184 • W. HINRICHS (HWP 3, 1974, 456–459) • W. MAUSER, G. (Aufklärung 4/1, 1989, 5–36) • B. OBERDORFER, G. und Realisierung von Sittlichkeit, 1995, 459–517. Bernd Oberdorfer

Geselligkeit

I. Ethisch – II. Praktisch-theologisch

I. Ethisch

1. In einem weiten Sinn bez. G. die anthropologische Grundstruktur des Menschen als animal sociale. Doch schon im griech. Konzept des ζῷον πολιτικόν/zōon politikon ist ein engeres Verständnis angelegt, da es die spezifische Lebensform des von den Aufgaben der unmittelbaren Lebenssicherung entlasteten freien Vollbürgers benennt, in der sich freilich die Bestimmung des Menschen verwirklicht. In lockerem Anschluß an diese Tradition (wichtig bes. die Freundschaftstheorie des → Aristoteles e.N. VIII und IX; → Freundschaft) entwickelte sich im 18. Jh., beeinflusst durch Tendenzen des → Pietismus und der → Aufklärung, die Praxis und Semantik einer »G.«, in der Menschen unabhängig von Herkunft, Stand, Beruf und Geschlecht miteinander ins (von externen Zwecksetzungen freie) → Gespräch kommen und dabei einander wechselseitig als Individuen Anerkennung kommunizieren. Im Schutzraum der von den Institutionen abgekoppelten und selber nur schwach institutionalisierten G. konnten sich Normen für Sozialität etablieren, die als prinzipiell verallgemeinerungswürdig galten. Die implizite Programmatik der G. zielte somit auf die exemplarische Realisierung neuer Formen sozialer Verbindlichkeit jenseits der vorgegebenen ständischen Differenzierung, auf deren Delegitimierung sie reagierte; sie trägt Züge einer »sozialethischen Utopie« (Mauser). Doch die relative Unabhängigkeit von den tragenden gesellschaftlichen Differenzierungen und die Form der G. als sich selbst generierendes und fortzeugendes Gespräch gleichrangiger Individuen markierten zugleich die Grenzen der G.; das Modell war nicht unmittelbar für die Gestaltung anderer Gesellschaftsbereiche fruchtbar zu machen.